

FRANZ NEUMAYR

WELTREISE
UND
ZURÜCK



© 2021: Franz Neumayr – www.neumayr.cc

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Lektorat / Korrektorat: Carmen Mautner Markhof, Ulli Sonnleitner

Bild Rückseite: Andreas Schatzl

Danke an:

Puma Musikverlag – Juliane Werding (Wenn du denkst, dann denkst
du nur du denkst...)

Lino Musik – Volker Lechtenbrink (Leben so wie ich es mag)

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN:

978-3-99125-944-2 (Paperback)

978-3-99125-942-8 (Hardcover)

978-3-99125-943-5 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.



„Schinken oder Käse... Sorry, do you like ham or cheese?“ „Oh, nothing, thanks.“ Schrecklich. So verwirrt bin ich. Mit den Gedanken irgendwo und antworte auf Englisch. Augenblicklich versuche ich auf die Schnelle nachzurechnen, wie oft ich diesen Satz wohl schon selbst gesagt habe. Tausendmal, lachhaft. Zehntausendmal, unwahrscheinlich, wahrscheinlich schon viel, viel öfter. Auch weiß ich nicht, wie oft ich keine Antwort darauf bekommen habe. Keine Antwort deshalb, weil der Empfänger dieser Botschaft, dieser Frage, weder Deutsch noch Englisch sprach. Weil der Empfänger schlichtweg unaufmerksam war. Weil der Hungerreflex gerade zum Zeitpunkt der Frage dem Schlafreflex gewichen ist. Oder eben nur weil der oder die Angesprochene physisch nicht nur 10.000 Meter über dem Boden, sondern gedanklich viele, viele Meilen weit weg – einfach weg – war.

Platz 14 F ist ziemlich in der Mitte des Flugzeuges. Und Platz 14 F könnte gut auch einer dieser Plätze sein, die die Fragen „Schinken oder Käse“, „ham or cheese“ völlig überflüssig machen. Überflüssig deshalb, weil ein Teil der Crew von vorne die Gäste mit diesem in Plastik gepackten Snack versorgt und der andere Teil seine Kalorien-Mission vom hinteren Teil des Flugzeuges startet. Schon deshalb, weil sich also eine überdurchschnittlich hohe Zahl für die vegetarische Form des Airline-Caterings entschieden haben könnte und meine Sitznachbarn und auch ich bei der

Bestellung des Käse-Sandwiches Pech hätten. Und überflüssig auch darum, weil ich momentan nicht nur 10.000 Meter über dem Boden bin, sondern eben meilenweit, ach was, Lichtjahre vom Gedanken an Nahrungsaufnahme entfernt bin.

Egal, ich will ohnehin nichts essen. Ich genieße die 55 Minuten restliche Flugzeit nach Hamburg noch. 22 Tage sind vor mir. Etwas mehr als drei Wochen, die mich zum ersten Mal in meinem Leben rund um den Globus fliegen lassen. Drei Wochen und ein Tag, die, zumindest vorab betrachtet, die interessantesten Tage meines bisherigen Lebens, Pardon, Berufslebens, werden könnten. Ständig unterwegs und doch Ziele, die mir bislang unbekannt waren. 21 Nächte, die ich ohne Marc verbringen muss. Eine Premiere. Ich kenne ihn seit fünf Jahren, seit drei Jahren sind wir verheiratet und ich war trotz meines Berufes noch nie länger als acht Tage von ihm getrennt.

Marc ist erfolgreicher Artdirector einer Werbeagentur in Zürich, 35 Jahre alt, sieht blendend aus, stammt aus einem wohlhabenden Elternhaus und hat trotzdem nie den Job des Erben eingeschlagen. „Mein Erbe genießen wir in unserer Pension“ ist einer seiner Paradesprüche. Sohn sein war ihm immer zu wenig, beruflicher Erfolg immer sein Ziel. Die Kopien der Urkunden, die er bei den unzähligen Bewerbungen für seine Agentur in ganz Europa eingeheimst hat, stapeln sich mittlerweile in unserem Keller. Einige besondere Auszeichnungen zieren sein Arbeitszimmer.

Marc kennt seine Stärken. Und auch seinen damit verbundenen Freiraum. Heute beim Abschiedskuss am Flughafen in Zürich und die 48 Stunden davor war er mein Mann, mein Gesprächspartner, mein Koch, mein Helfer und... ja, mein Traummann.

Ich liebe ihn, und er liebt mich, und bislang gab es noch keinen einzigen Tag, seit wir uns damals beim Brunch auf einem Schiff am Zürichsee kennengelernt haben, an dem ich daran gezweifelt hätte.

Ich bin Diana Kiessler. Sitze seit 45 Minuten verträumt als sogenannter „Dead Head“ auf Sitz 14 F im Flieger von Zürich nach Hamburg. „Dead Head“ deshalb, weil ich als Stewardess natürlich im Flieger nicht sitzen würde, sondern mich eben mit der Frage „Schinken oder Käse“ bzw. „ham or cheese“ beschäftigen müsste. Untätig deshalb, weil ich zur Arbeit fliege. Als Flugbegleiterin für einen sogenannten Kreuzflug. 65 Passagiere, ein Pilot, ein Copilot, zwei Reiseleiter, ein Arzt und inklusive mir sechs Flugbegleiter. Inklusive mir deshalb, weil Ingrid, meine Kollegin, letzte Woche erfahren hat, schwanger zu sein und deshalb kurzfristig absagen musste.

Ihre Absage war meine Abwechslung. Anstatt einmal im Monat nach New York zu fliegen, eine Nacht in Manhattan zu verbringen, weiter nach Chicago und zurück nach New York und nach einer weiteren Nacht in Manhattan wieder zurück nach Zürich. Nach ein paar Tagen Pause mich um die Gäste des Fluges Zürich–Bangkok zu kümmern, zwei Nächte in Bangkok das zu erleben, was man in der Fliegersprache Stopover nennt, bevor es weiter nach Singapur ging. Am gleichen Tag zurück nach Bangkok und nach weiteren zwei Tagen Stopover wieder in meine Schweizer Heimat. Also, anstatt meines monatlichen Transatlantik- und Fernost-Turns geht es jetzt um die Welt.

Genauer gesagt geht es morgen um 10.20 Uhr von Hamburg mit 65 Passagieren, die je mehr als 58.000 Euro bezahlt haben, nach Mauritius, von da nach Kapstadt. Über den Südatlantik nach Rio de Janeiro, knapp 10.000 Kilo-

meter weiter nach Französisch-Polynesien, drei Tage nach Sydney und zwei Tage ins thailändische Bangkok, noch ein paar Tage nach Dubai und wieder zurück in die Hansestadt Hamburg. Für mich am Abend des zweiundzwanzigsten Tages dann zurück in meine Schweizer Heimat.

Noch vierzig Minuten, und die Mappe, in der ich alle Informationen für die Reise finde, habe ich erst bis Seite drei durchgesehen. Welche Einreiseformulare müssen wann und wo an die – angesichts des Reisepreises wohl ausschließlich wohlhabenden – Passagiere verteilt werden. Wie läuft das Catering auf den insgesamt acht Langstreckenflügen ab. Und nicht zuletzt: Alle Passagiere sollen vom ersten Tag an mit dem Namen angesprochen werden. 17 Passagiere sind dem hinteren Flugzeugabschnitt und somit mir zugeordnet. Wer also von Reihe 14 E bis 27 F sitzt, habe ich auswendig zu lernen. Heute Abend, beim Begrüßungsabend im Hotel Vier Jahreszeiten, werde ich 15 E Rainer Sagfried dann ebenso kennenlernen wie 27 F Otto Wegener und 21 E Sonja Ebenfeld. Genauso wie meine restlichen fünf Flugbegleiterkolleginnen, meinen, unseren Purser Lothar Sagerer, die beiden Piloten Bernd Surrer und Roger Heiderer, zwei Reiseleiter sowie Dr. Arno Weingart, den uns begleitenden Mediziner. Dazu kommen noch eben weitere 62 Weltreisende.

„Hotel Vier Jahreszeiten, Hamburg von seiner schönsten Seite“, begeisterte sich mein Taxifahrer auf der Fahrt vom Flughafen. In einem Klassik-Kanal seines Autoradios lief der Donauwalzer, während er von der Alster schwärmte, an der sich langsam Frühlingserwachen zeigt.

Ein Stück Frühling, das ich auch erkennen kann, als ich eine halbe Stunde später durch das Fenster meines Hotelzimmers blicke. Ein bisschen so wie der Blick auf den Zürichsee zu Hause. Ein sehnsüchtiger Blick. Ich vermisse Marc jetzt schon. Diesmal ganz besonders. 22 lange Tage und nicht nur gewohnterweise maximal eine Woche transatlantisch oder fernöstlich getrennt. Genau dieses Vermissten schreibe ich ihm per SMS. „Fehlst mir jetzt schon, alles Liebe, Diana“, tippe ich in mein Handy, bevor ich mich ein wenig auf das riesige, sicher zwei Meter breite Bett lege.

Knapp drei Stunden später bin ich ein wenig nervös. Während ich mir meine Flugbegleiteruniform anziehe, bin ich schon in Gedanken, 74 Leute kennenzulernen, mit denen ich in den nächsten Wochen praktisch rund um die Uhr zu tun haben werde. Lediglich Ramona kenne ich. Sie lebt auch in Zürich, ist auch Flugbegleiterin und wohnt in einer Parallelstraße.

Wir kennen uns, weil wir schon öfters gemeinsam denselben Bus nach Hause genommen haben. Ich korrigiere mich auch ein wenig, was den Begriff Flugbegleiteruniform betrifft. Im Grunde ein schickes dunkelblaues Kostüm, das vor einem Jahr maßgeschneidert wurde und dank

meines weitgehend konstanten Gewichtes wirklich perfekt passt. Der Zufall will es, dass ich mit Ramona zusammen-
treffe, als ich in den Lift einsteige. Ebenso mit Nicola, eine
weiteren Kollegin, und Roger, unserem Copiloten. Roger,
unschwer zu erkennen an seiner Uniform mit den drei gol-
denen Streifen. Mehr als ein „Hallo, freut mich“ ist ihm al-
lerdings nicht zu entlocken. Wenigstens stellt sich die Du-
oder-Sie-Frage nicht, weil es ein quasi ungeschriebenes
Gesetz ist, sich unter Kollegen zu duzen. Bevor es in den
Roten Salon geht, winken uns die – ebenso dank Uniform
unverkennbaren – Kollegen an die Bar. Bernd, unser Pilot,
ist schon nach einem kurzen Händedruck um Häuser sym-
pathischer als Roger. „Bernd, hallo, du bist sicher Diana,
freut mich sehr. Wir haben noch mehr als vierzehn Stun-
den bis zum Abflug, und ich dürfte und würde dich gerne
mit einem Glas Champagner willkommen heißen.“ Seine
Stimme klingt nett, nicht gekünstelt, und als einen Augen-
blick später eine weitere Kollegin zur Bar kommt, begrüßt
er sie nicht mit demselben Standardspruch, sondern mit
einem ebenso netten „Grüß dich, ich bin der Bernd und
würde mich freuen, wenn du ein Glas mit uns mittrinkst.“
„Freut mich, Bernd, Silvia.“

Damit wären wir komplett für den Auftritt vor den
Reisenden. Halt, fast. Es fehlt noch Lothar, unser Purser.
Mittlerweile ist es schon zehn nach sieben und noch immer
keine Spur von ihm. „Soll ich ihn anrufen?“, will Silvia
von uns wissen. Ziemlich zeitgleich kommt Lothar. Besser
gesagt, er muss es sein. Dunkelblaue Uniform, zwei gol-
dene Streifen, unverkennbar ein Purser. Jener gut vierzig
Jahre alte Typ, der zuvor mit mir beim Check-in an der
Rezeption stand. Wahrscheinlich zum zweiten Mal dort
stand, nämlich um sich zu beschweren, dass sein Zimmer

keinen Alster-Blick hat. Jemand, der sich mit seiner nach einem Alster-Blick haschenden Präpotenz schon negativ in meine Gedanken eingebrannt hat, wird jetzt mein direkter Chef für rund 30.000 Flugmeilen sein. Lothar fettet nun bei der obligatorischen Begrüßungsrunde mit seinem Händeschütteln und Gleichzeitig-Wegschauen sein Konto an Sympathie-Minuspunkten gleich weiter auf. Apropos fett: Seine mit einer Extremladung an fettigem Haarwachs nach hinten gestrichenen Haare sehen schlichtweg scheiße aus.

Augenblicke später, als er mit uns anproestet, addiere ich noch einmal eine gehörige Summe auf sein Unsympathie-konto. „Der Vollständigkeit halber wiederhole ich es noch einmal. Ab zwölf Stunden vor Dienstbeginn kein Alkohol, und wie ihr alle wisst, dürfen unsere Top-Passagiere einen Top-Service verlangen. Ich hoffe, dass ist euch allen bewusst“, und bei seinen mahnenden und zugleich überflüssigen Worten blickt er gekonnt überall hin, nur nicht zu jener Person, mit der er gerade anstößt.

Minuten später im Roten Salon komme ich mir vor wie beim Captains Dinner auf dem Traumschiff. Langes Abendkleid und dunkler Anzug beherrschen das Bild, einige von den männlichen Gästen im Smoking. Sieht ein wenig sehr steif aus. Mit ganz wenig Abwechslung. Eine bildhübsche Mittvierzigerin würde ich mit ihrem orange-weißen Cocktailkleid als angemessen angezogen beurteilen, ihren Begleiter in heller Hose und dunkelblauem Sakko ebenso. Die Kategorie Underdressed ist auf den ersten Blick nur einmal vertreten. Geschätzt fünfundfünfzig Jahre, sehr gepflegte graue Haare, aber unansehnlicher Dreitagebart, schlampige Jeans und ein ungebügeltes kariertes Kurzarmhemd. Als die Serviererin mit dem Tablett bei ihm vorbeikommt, schnappt er sich ein Glas Champagner,

trinkt es ex aus, stellt es zurück und greift gleich nach dem nächsten. Instinktiv habe ich das Gefühl, dass es eine nicht ganz einfache Mischung aus Passagieren ist. Nicht weiter ungewöhnlich. Die gab es in den vergangenen Jahren immer wieder auf den Flügen nach New York, Bangkok oder Singapur. Mitunter anstrengend, wenn nicht sehr anstrengend, aber immer mit der Gewissheit, dass sie nach spätestens zwölf Stunden aus dem Flieger steigen. Dieses Mal sind es zweiundzwanzig Tage – sympathisch hin oder unsympathisch her.

„Aha, Nicola und Diana, nehme an, Sie kümmern sich ums Essen und Trinken, während ich eingezwängt im Flieger sitze.“ Mister Underdressd mustert mit leicht kurzsichtigem Blick unsere Namensschilder. Sein Charme ist ein Eins-zu-eins-Abbild seines ungebügelten karierten Hemdes. Während ich mich im Moment gerade furchtbar darüber ärgere, dass ich mit meinem ersten Small-Talk gleich zu einer fliegenden Kellnerin abgestempelt werde, nimmt es Nicola gelassener. „Wir werden uns mit dem Essen und Trinken so bemühen, dass Sie sich gar nicht eingezwängt vorkommen. Und überhaupt, wenn Sie einen speziellen Wunsch haben, lassen Sie es uns wissen, noch sind wir am Boden und können das eine oder andere Unmögliche noch möglich machen.“ „Na, schauen Sie nur mal, dass ich nicht verdurste. 27 F ist meine Sitznummer. Ich wünsche mir einen schönen Flug.“

Bingo, Platz 27 F ist sicher mein Bereich. Leider habe ich meine Hausaufgaben – sprich das Auswendiglernen der Namen – noch nicht erledigt. Aber wie auch immer dieser Charmebolzen heißen mag, ich bin ihm – zumindest was meinen Job betrifft – für diese Reise ausgeliefert.

Es ist kurz nach acht Uhr am Morgen. Überpünktlich stehen meine fünf Kollegen und ich im Briefing Room acht des Operation Centers am Hamburger Flughafen. Vom Taxibus aus, der uns zuvor getrennt von den Passagieren von der Innenstadt hierher gebracht hat, konnten wir die stehende Blechlawine stadteinwärts beobachten. Wir hingegen starteten unsere Weltreise dank der leeren Straßen in Rekordzeit. „Alles klar“, lächelt uns Kapitän Bernd entgegen, als er kurz vorbeischaut. Alle nicken. „Na, da kann es ja schon losgehen.“

Fast. Lothar verteilt noch einmal die genauen Aufgaben. Bei der Wiederholung des Satzes „Unsere Top-Passagiere dürfen sich einen Top-Service erwarten“ unterstreicht er erneut seine unsympathische Art von gestern. Wenigstens beim Haargel hat er heute deutlich gespart. Bevor es tatsächlich Richtung Flugzeug geht, noch so ein Satz von ihm, den er mit einem Lächeln vorbringt und bei dem man nicht weiß, will er jetzt noch einen Minuspunkt oder vielleicht doch ein wenig nett klingen: „Zwei Dinge könnt ihr während der Reise vergessen. Die Worte ´geht nicht´ oder ´unmöglich´. Also, uns allen eine gute Reise.“

Augenblicke später ziehen wir an den wartenden Gästen an unserem Gate vorbei ins Flugzeug. Noch eine Stunde bis zum Abflug, und der Cateringwagen, der gerade angekommen ist, beschäftigt uns ein gutes Drittel dieser Stunde.

Die Maschine ist mit einer reinen Businessclass-Konfi-

guration großzügig bestuhlt, und für die Crew gibt es sogar einen kleinen Ruheraum. Aber auch mit 71 Personen – inklusive den beiden Reiseleiter und dem Arzt – völlig ausgebucht.

„Top-Gäste“ – nicht nur, dass ich mich wegen der so nach erhobenem Zeigefinger klingenden Worte von Lothar zuerst gerade ärgern musste. Irgendwie passt das auch so nicht. Ich nehme an, keiner von unseren Passagieren fliegt zum ersten Mal, aber das Gedränge beim Boarding ist schlimmer als in einem vollbesetzten Jumbo. Grob geschätzt bringt der durchschnittliche Passagier 2,35 Stück Handgepäck mit, und längst bevor Lothar uns mit der Durchsage „Boarding completed“ von einem weiteren Chaos erlöst, sind die Handgepäckfächer bis auf den letzten Kubikzentimeter vollgestopft. Von vier Gästen bekomme ich praktisch gleichzeitig ein Stück in die Hand gedrückt, und die Aufforderung heißt unisono: „Ich hoffe, Sie haben noch irgendwo Platz dafür...“ Nach elf Jahren in meinem Job weiß ich eines: Man denkt jedes Mal aufs Neue, dass es dieses Mal unmöglich ist, alles zu verstauen, und letztendlich gelingt es doch. Eben nichts ist unmöglich.

Nikola kommt mir entgegen, nimmt mir zwei Plastiktüten mit Duty-Free-Einkäufen ab. „Der Grauhaarige ganz hinten will etwas“, und sie deutet auf das Lämpchen, das angeht, wenn er die Flugbegleiter-Taste drückt.

27 F – mittlerweile weiß ich, dass Mister Underdressed von gestern Otto Wegener ist. „Ich brauche Ihren Techniker“, ruft er mir entgegen, ehe ich mich ihm direkt zuwenden kann. Über sein ungebügeltes kariertes Hemd hat er heute eine dazupassende – sprich ähnlich schmutzdelige – Weste angezogen. „Wie kann ich Ihnen helfen?“ „Sie höchstwahrscheinlich gar nicht, ich brauche einen Tech-

niker, weil sich mein Sitz nicht so weit nach hinten neigen lässt wie der meines Vordermannes.“

Ein Problem, das so alt ist wie die Fliegerei selbst und dem auch kein Techniker Herr werden kann. Die letzte Sitzreihe lässt sich in vielen Flugzeugen wegen der Kabinentrennwand um ein paar Zentimeter weniger weit neigen als die anderen Sitzreihen. „Tut mir leid, Herr Wegener, aber ich fürchte, da kann ich Ihnen nicht helfen...“ „Sagte ja schon, nicht Sie, einen Techniker brauche ich“, unterbricht er mich. „Warten Sie, darf ich es Ihnen erklären. Es ist wegen der Trennwand, aber es ist nur minimal weniger...“. „Na, das fängt ja schon gut an“, raunzt er weiter. Ich greife nach oben und drücke ihm einen zweiten Polster in die Hand. „Vielleicht hilft Ihnen der Polster, damit es ein wenig bequemer für Sie ist.“ Herr Wegener nimmt ihn wortlos und schaut weiter beim Fenster hinaus.

Als ich gerade nach vorne gehen will, hält mich eine ältere Dame auf – es müsste Marion Neuberger sein. „Frau Neuberger – richtig –, was kann ich für Sie tun?“ „Ich bräuchte mein Handgepäck noch einmal – hier droben, eine lila Tasche, darin sind meine Schlaftabletten, und außerdem hätte ich gerne ein Glas Wasser.“ Ich nehme die Tasche und im selben Moment kommt Nikola mit einem Tablett Champagner- und Wassergläser durch die Kabine.

Lothar beginnt bereits mit den obligaten Sicherheitsdurchsagen. Weder seine Stimme findet Aufmerksamkeit noch blickt irgendwer auf die Monitore.

Zehn Minuten später nehmen Nicola und ich Platz, und wir rollen zum Start. „Wird wohl nicht ganz leicht werden...“, lächelt sie mir zu.

Angekündigte Katastrophen finden nie statt. Aber eine wirkliche Katastrophe habe ich mir ohnehin nicht erwartet. Alles in allem war es ein recht ruhiger Flug, denke ich ein wenig in mich hinein, als ich beim Landeanflug auf Mauritius wieder neben Nikola Platz nehme. Draußen ist es mittlerweile Nacht geworden und mindestens fünf oder sechs der Passagiere musste ich vor dem Landeanflug wecken, damit sie ihre Rückenlehne geradestellen. Frau Neuberger dürfte anstatt Schlaftabletten wohl Schnarchtabletten genommen haben. Wenn in den hinteren Reihen der eine oder andere kein Auge zumachte, dann lag es wohl an ihren extrem lauten Schlafgeräuschen. Umso erstaunter war sie nebst den anderen Gästen, dass die Einreisekarte beim Verteilen schon fix und fertig ausgefüllt war und jeder nur mehr selbst unterschreiben musste. Nicht nur einmal gab's für diesen Service ein großes Lob. Selbst Lothar konnte sich zu ein paar anerkennenden Worten aufraffen. „Na bitte, läuft ja alles bestens“, klopfte er uns rhetorisch auf die Schulter, nachdem wir das Geschirr des Abendessens in den Trolleys verstaut hatten. In gut zwei Stunden werden wir im Hotel sein, und dann heißt es Urlaub. Drei Tage sind dort eingeplant, unsere Crew logiert in einem anderen Hotel als die Gäste und bis zum Abflug haben wir die Zeit zu unserer eigenen Verfügung. Roger meldet sich mit den letzten Wetterdaten für Mauritius aus dem Cockpit. 22 Grad und wolkenlos. Und das am späten Abend. Schon sehe ich durch das kleine Kabinenfenster die ersten

Lichter der Insel. Mit zehn Jahren war ich das erste und bislang einzige Mal hier, zusammen mit meinem Bruder und meinen Eltern auf Weihnachtsurlaub. An das Baden mitten im Winter kann ich mich noch gut erinnern. Alles andere wäre ohnehin überflüssig. Kaum anzunehmen, dass im letzten Vierteljahrhundert hier die Zeit stehengeblieben ist und noch irgendwas so ist wie damals.

In diesem Moment ein leichter Rumppler, und das Flugzeug setzt auf. Die Ansage von Lothar, mit dem Öffnen der Sicherheitsgurte noch zu warten, bis der Flieger seine Parkposition erreicht hat, wird durch das Klicken beim Aufmachen dieser übertönt.

Ebenso selbstverständlich, dass bereits vor dem Stillstand der Maschine der Kampf ums Entladen der Staufächer beginnt. Als endlich die vordere und hintere Tür geöffnet werden, das übliche Gedränge. Ein Gen, das bei Last-Minute-Billig-Urlaubern wohl gleichermaßen ausgeprägt ist wie bei First-Class-Passagieren. Lediglich Otto Wegener bleibt ruhig sitzen, wortlos. Erst als alle ausgestiegen sind, räumt er seelenruhig sein Handgepäck, ohnehin nur eine Tasche, aus dem Ablagefach und wird dabei fast von einer jungen Frau umgestoßen, die aufgeregt in den Flieger zurückgerannt kommt, weil sie ihren Beauty-case vergessen hat. „Ich hoffe, er ist noch da, irgendwo da vorne muss er sein.“ Während ich mich aus Höflichkeit natürlich mit ihr auf die Suche mache, muss ich lachen. Sie war es, die als eine der Ersten aus dem Flugzeug gedrängt hat und selbstverständlich wird ihr – mittlerweile hält sie ihn bereits in der Hand – roter Schminkkoffer in den vergangenen Augenblicken von niemandem gestohlen worden sein.

„Bist du so weit“, will Nikola wissen, die noch ein paar

Papiere verstaub. „Ja, alles klar, wir können los.“ „Also, Sonne und Strand, wir kommen...“

Recht einsam wirkt die Insel in den Nachtstunden. Die einzig größere Kreuzung auf unserem Weg vom Flughafen im Süden zu unserem Hotel im Norden ist die Abzweigung zur Inselhauptstadt Port Louis. Das laute Schnarchen von Frau Neuberger im Flieger sorgt im Bus für einige Lacher. „Ich bin froh, dass wir in einem anderen Hotel als sie sind, sonst könnten wir wahrscheinlich auch kein Auge zutun“, lästert Lothar. „Da lobe ich mir unsere dicken, schussfesten Cockpittüren, wir haben gut geschlafen da vorne“, lacht Bernd, unser Pilot. „Wir sind jetzt fit, um noch auszugehen.“

Als unser Fahrer die Bustüre öffnet, weht uns vom Meer eine angenehme Brise entgegen. „In einer halben Stunde an der Bar, ich denke, auch wir haben uns einen Willkommensdrink verdient“, ruft uns Bernd noch nach und erntet allgemeine Zustimmung.

Im Zimmer angekommen, würde ich meine Zusage am liebsten gleich widerrufen. Zimmer ist nämlich untertrieben. Sieht der Größe nach ein wenig wie ein Ballsaal aus, und durch die riesige Glasfront sehe ich den dämmerig beleuchteten Sandstrand. Nichts würde ich jetzt lieber, als aus meinem Kostüm springen und ins Wasser laufen. Morgen ist auch noch ein Tag, sage ich mir und krame in meiner Handtasche. Ich muss unbedingt Marc eine SMS schreiben. Als ich das Handy einschalte, blinkt „Sie haben eine neue Mitteilung“. „Herzlich willkommen auf Mauritius...“, und während ich im ersten Moment daran denke, dass es eine dieser blöden Willkommensnachrichten des örtlichen Netzbetreibers ist, der gleichzeitig informiert, wie teuer es ist, jemanden anzurufen oder auch nur angerufen zu wer-

den, ist es eine Nachricht von Marc: „...wenn meine Zeitrechnung stimmt, müsstest du mittlerweile gelandet sein. Schöne Reise, denke an dich, lieber Kuss.“ Mittlerweile ist auch in Zürich später Abend, ich werde ihn morgen zurückrufen, tippe aber auch eine SMS. „Ja, gut gelandet, schaut auf den ersten Blick wirklich traumhaft aus hier. Lediglich du fehlst, sogar sehr. Lieber Kuss zurück, deine Dini.“

Dini deshalb, weil er sich nie mit Diana anfreunden konnte. Als wir uns kennenlernten, besser von einer Freundin, Trixi, vorgestellt wurden, ging mein Name im Sprachgewirr ein wenig unter. Und beim Nachfragen verstand er von Trixis Wiederholung irgendwie „die Anna“ statt „Diana“. Seither eben nur Dini.

In bequemen Sandalen und mit einem Sommerkleid fühlt sich die traumhafte Umgebung gleich noch besser an. Zudem schmeckt der Cocktail, den ich mit Bernd und Lothar – sonst ist noch niemand an der Bar – genieße, ausgezeichnet. „Alles klar“, will Lothar wissen. „Sicher, klar, wann, wenn nicht jetzt“, proste ich zurück. Und siehe da, er kann einem beim Prost ja doch in die Augen blicken. Sogar ein wenig lächeln. Während ich noch ein wenig mehr zurücklächle, streiche ich ein paar von seinen Minuspunkten. Quasi im Pulk kommen die anderen Kollegen, Roger, Silvia, Ramona, Christina, Nicola und Monique.

Bernd blickt kurz zu uns allen. „Erlaubt mir noch einen dienstlichen Satz, dann entlasse ich euch in den Urlaub. Ich hab gerade mit der Rezeption gesprochen. Unser Bus zum Flughafen kommt übermorgen um halb zwölf Mittag.“ „Was, übermorgen schon, ich dachte, wir sind drei Nächte hier“, Monique schaut ungläubig in die Runde. „Keine Sorge“, beruhigt Bernd, „sind wir auch, ist nur schon nach

Mitternacht. Also, für alle Fälle eine genaue Erklärung. Heute ist schon Montag und Abfahrt ist am Mittwoch, wie gesagt um halb zwölf zu Mittag. Also, erholt euch gut.“

„Abfahrt halb zwölf Uhr Mittag“, kommt mir als Erstes in den Sinn, als ich aufwache und einen Blick auf den Wecker neben dem Bett werfe. Wow, es ist tatsächlich schon halb zwölf, aber Gott sei Dank erst Montag. Und hätte sich die bereits mittägliche Sonne nicht einen schmalen Spalt gesucht, um durch meinen nicht ganz zugezogenen Vorhang zu scheinen, wäre ich wohl immer noch in meinen Träumen. Jetzt habe ich tatsächlich bis Mittag geschlafen, obwohl ich gestern nach unserem Willkommensdrink schon um kurz nach zwei ins Zimmer gegangen bin.

Das waren somit fast zehn Stunden Schlaf. Schlimm oder nicht schlimm: Auch jetzt hab ich noch keine wirkliche Lust aufzustehen. Selten, dass ich ein Hotelbett als so gemütlich empfunden habe. Ich drehe mich auf die andere Seite und träume ein wenig mit offenen Augen. Gleichzeitig erkunde ich dabei ein wenig mein Zimmer. Nicht nur das Bett ist bequem, auch die Einrichtung, wenngleich sie auch des fast ganz zugezogenen Vorhanges wegen nur düster zu erkennen ist, lädt zum Verweilen ein. Zwei riesige Korbsessel mit weißen Polstern. Ein moderner Schreibtisch, darauf ein paar Zeitschriften und am Rande eine Espresso-Maschine. Darüber ein Flachbildfernseher, dessen Größe an eine Videowall im Züricher Fußballstadion erinnert.

Die Espresso-Maschine ist letztendlich der Grund, doch aufzustehen. Das Hotelfrühstück hab ich ja mittlerweile versäumt.

Wenige Minuten später sitze ich mit der Tasse in der Hand auf dem Balkon und blicke auf Strand und blaues Meer. Nein, das Meer ist nicht blau. Es leuchtet in Türkis. Nein, es ist auch kein Strand. Keine Ahnung, wie es im Paradies aussieht, aber so könnte es sein. Das Paradies jedenfalls kann man keinesfalls mit den Worten „blau“ und „Strand“ abtun. Das hat man zumindest „leuchtend türkis“ und „Sandstrand mit schattenspendenden Palmen“ zu beschreiben. So sieht es auch aus, als ich einen Blick auf mein iPhone werfe, mit dem ich meinen Ausblick fotografiert habe und nun mit ein paar Zeilen an Marc schicken will.

Ich nippe an meinem Kaffee und verbrenne mir fast die Zunge dabei. Irgendwo logisch und physikalisch leicht zu erklären, dass er bei in etwa dreißig Grad im Schatten langsamer abkühlt als gewohnt. Ich probiere vorsichtig einen zweiten Schluck zu nehmen und komme nach meiner physikalischen Erkenntnis nun zu einem nüchternen Ergebnis: Die Espresso-Maschine schaut schöner aus, als der Kaffee schmeckt, der sich damit machen lässt. Egal, noch mehr Sorgen als die Kaffeetasse in der linken Hand macht mir die rechte Hand. Dort halte ich mein iPhone und überlege die ganze Zeit, was ich denn Marc schreiben soll.

345 SMS-Nachrichten hat er mir in den letzten Jahren geschickt, keine einzige davon hab ich auf meinem Handy gelöscht. Praktisch jede brachte mich zum Lachen oder überraschte mich der Originalität wegen. Eine, die allererste, bleibt sowieso unvergesslich. Bevor ich mein altes Handy ausgemustert habe, musste ich sie mir ausdrucken und seither liegt sie in Papierform zu Hause in meinem Schreibtisch.

„Ich weiß nicht, ob du einen Freund hast. Wenn ja, schon einmal über eine Alternative nachgedacht. In jedem